

und was vorher zur Kriegsgewinnsteuer herangezogen werden.

Die weiteren Vorschläge des Staatssekretärs sind uns durchaus unverständlich. Wenn er außer der Kriegsgewinnsteuer keine anderen Besteuerungen einführen wollte, so läge er besser, den Reichsbankrott anzugehen. Das ganze öffentliche Leben würde erschüttert werden, wenn nur Verbrauchs- und Berufssteuern außer der Kriegsgewinnsteuer eingeführt würden. Die Einzelstaaten und Gemeinden haben bisher Kriegssteuern in nennenswerter Höhe noch nicht bezahlt. Jetzt wird damit begonnen, aber in einer Weise, die für die leistungsfähigen Schichten durchaus erträglich ist. Keinem von uns fällt es ein, die wirtschaftliche Entwicklung unterbinden zu wollen.

Als erste Verbrauchssteuer steht die Vorlage die Zigarettensteuer vor. Die Stellungnahme der Steuerbevollmächtigten ist die, dass die Steuer anhaften. Der Zafab soll ein entbehrliches Genussmittel sein. Bezüglich der Höhe der Steuer, hierin liegt eine gewisse brutale Auffassung. (Der Präsident rief diesen Ausdruck.) Man darf nicht vergessen, daß 25 Prozent der gesamten Zafabproduktion von der Geesverwaltung abgenommen wird und anholte Raubergeliebene ihren Angehörigen im Felde Zafab als Liebesgaben schicken. Die Zafabindustrie soll zwar im großen und ganzen mit dieser Steuer einverstanden sein. Aber um ihr geduldet hoch und die Freiheit, die es mit Bestimmtheit zurückweisen, daß allein das Zafabgewerbe diese Last zu tragen bekommt. An die Spitze seiner Berufssteuer sollte der Staatssekretär das Motto stellen: Unsere Zeit steht im Zeichen der Berufserschöpfung.

Auch die Quittungssteuer dürfte keine 80 Millionen bringen. Sie wird zudem auf den Verbraucher abgewälzt werden und letzten Endes diesen und die kleinen gewerbetreibenden Klassen treffen.

Die Zigarettensteuer ist ein fiskalisches Anschlag auf die Strukturänderung. Es werden die Ursachen des Verzerrungsprozesses, ebenso ist es mit dem Frachtzundernsteuern m. p. l. Die Regierung sollte die Erfahrungen mit den früheren Berufssteuern nicht vergessen. Das vorliegende Steuerprogramm ist ganz nach den Wünschen des Herrn v. Heubrand gemacht. Wir haben keine übermäßigen Hoffnungen auf den neuen Staatssekretär gesetzt. Aber das hätten wir doch nicht von ihm erwartet. Schlichter ist keine andere Weise ein, wird er sich noch um seinen guten Ruf bringen. (Geisterzeit.)

Die verlangten Summen konnte der Reichstag nicht aufbringen. Deutschland ist reich genug dazu. Die von dem Staatssekretär selbst angestellten Vergleiche mit der finanziellen Leistungsfähigkeit Frankreichs und Englands lassen die

außerordentliche Überlegenheit Deutschlands

als über jeden Zweifel erhaben erscheinen. Die alte Formel, daß die direkten Steuern den Einzelstaaten, die indirekten dem Reiche referiert werden, ist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Auf die Besteuerung des Einkommens und Vermögens durch das Reich wird nicht länger verzichtet werden können; das Reich wird neben der Vermögenszuwachs- und der Erbschaftsteuer für seine Bedürfnisse auch die Einkommen und Vermögens beizugehen haben. Die sogenannte Finanzhoheit der Einzelstaaten ist längst erschüttert; Die jetzt fehlende halbe Milliarde kann aufgebracht werden durch die kräftig zu verschärfende Kriegsgewinnsteuer und einen Verbrauchssteuern, doch eine härtere Berechnung der Erbschaftsteuer, dann brauchen wir die ganzen verkehrsrechtlichen Steuern nicht. (Beifall bei den Gegnern.)

Abg. Dr. Spahn: (Str.) (Schwer verständlich): Ich beantrage, den Etat und die Kriegsgewinnsteuervorlage der Haushaltskommission, die übrigen Vorlagen einer besonderen Kommission von 28 Mitgliedern zu überweisen.

Der Mann, der 18 Jahre lang die Marineverwaltung geleitet hat, ist nicht mehr in seinem Amt. Er hat den Aufbau und die Organisation der deutschen Flotte mit der Fähigkeit, dem Sperrort der Luftfahrt und der Schiffahrt geleitet, die ihren Ausdruck in den Segelbooten unserer Marine gefunden haben. (Beifall.) Ich glaube, ich darf aussprechen, daß der Reichstag dem Werke des Großadmirals v. Tirpitz die Treue bewahren wird.

Die Kriegslage erweist sich nach den neuesten Nachrichten fortwährend als günstig. Freilich ist noch keine Entscheidung gefallen und das Ende nicht abzusehen. Aber der Vergleich mit den Vorkäufen von 1915 läßt uns umso eher in die Zukunft blicken.

Wenn sich im Reichsbudget die Betriebsausgaben gesteigert haben, so ist dies bei den Ausgaben der Einzelstaaten und der Kommunen nicht weniger der Fall. Wir werden in Zukunft damit zu rechnen haben, daß das Reich die Hälfte und die Einzelstaaten und Kommunen die andere Hälfte zu tragen haben. Jedenfalls muß eine

halbe Milliarde aufgebracht werden, um den Reichsetat in Ordnung zu bringen. Es müssen die Zinsen für die Anleihen aufgebracht werden. Unser Volk hat die Pflicht, diese Mittel zu beschaffen, und ich glaube, daß sich über die Aufbringung der Mittel eine Verständigung finden lassen wird und die Steuern mit überwiegender Mehrheit genehmigt werden. Ich glaube auch, daß die neue Volkswirtschaft des Reiches und der Kommunen rechtigert wird, daß wir auf diese Anleihe geistig haben. Unser Enghel muß darauf gerichtet sein, den entstehenden Selbstbetrag zu decken.

Es ist ein Irrtum anzunehmen, daß England mit direkten Steuern stärker belastet wäre als wir. Auch seine indirekten Steuern sind wesentlich höher als die unseren. Wenn wir die Einzelstaaten und die Kommunen nicht genügend berücksichtigen, so müssen sie entweder ihre Steuern erhöhen oder ihre Ausgaben herabsetzen und damit zugleich ihre wirtschaftlichen und kulturellen und Volkswirtschaftlichen einschränken. Wir dürfen nicht vergessen, was die Einzelstaaten auf dem Gebiete der Volksschulen, der höheren Schulen, Universitäten usw. bisher geleistet haben. Wenn der Staatssekretär ausführt hat, daß die jetzige Kriegszeit nicht geeignet wäre, die schwierige Frage der Erbschaftsteuer aufzuwerfen, so sind wir ganz mit ihm einverstanden. Wenn das deutsche Volk mit neuen Steuern belastet werden soll, dann ist die Frage zu lösen, welche Steuern am gerechtesten sind.

Die Post ist allerdings ein Verkehrsministerium. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß ihre Betriebsausgaben die Höhe usw. erheblich steigen wird. Warum sollten bei Beibehaltung der Druckkosten nicht mehr belastet werden? Es würde nicht schaden, wenn wir weniger Druckkosten bekämen. (Geisterzeit.) Auf unsere Vaterlandsbeziehung wird das Geld darauf bezahlt, was die Preisbefreiung einbringt.

Der Redner nimmt dann auch zu dem Frachtzundernsteuern und zur Quittungssteuer Stellung. Er scheint sich für die letzteren für eine Steigerung zu erklären. Zafab ist allerdings kein notwendiger Konsumartikel. Die drohende Zafabsteuer ist aber jetzt schon daran schuld, daß die Preise für alle Zafabwaren sehr in die Höhe gegangen sind. Wie man Redner versichere, wird man noch Einführung der Steuer eine Härte kaum noch unter 12 Prozent zu laufen bekommen. Die Kriegsgewinnsteuer ist sehr volkswirtschaftlich. Sie wird sogar von denen, die sie trifft, als eine gerechte Steuer bezeichnet. (Beifall im Zentrum.)

Abg. v. Bayer (Fortf. v. v.): Auch wir schließen uns von ganzem Herzen den anerkennenden Worten für den scheidenden Staatssekretär des Reichsmarineamts an. Aufrecht danken wir ihm für seine unermüdete, pflichttreue Arbeit, die er seinem Lebenswerk gewidmet hat.

Auf eine Generaldebatte des Tages verzichten wir, anders aber bei den Steuerberatungen. Die wesentlichen Änderungen werden diese nicht aus den Ausschüssen hervorkommen. Die Kriegsgewinnsteuer ist gerecht; neue Steuern müssen geschaffen werden. Es gibt immer noch Schichten der Bevölkerung, denen es im Krieg recht gut geht, diesen muß der Ernst der Zeit durch Erhebung auf neuen Steuern mitgeteilt einermäßen zu Gemüte geführt werden.

(Sehr richtig!) Wenn die Leistungsfähigen müssen zu den Steuern herangezogen werden, dann muß nicht das gesamte Unzuliebe des Lebens steigen. Bedenken haben wir gegenüber den Berufssteuern. Nur die Entwicklung unserer Industrie und des Handels sichert uns die Zukunft; deshalb sollte man lieber Berufssteuern beibehalten als sie zu verschärfen. Der Reichstag trägt leicht eine weitere Belastung, darin stehen wir besser als das Ausland. Eine Verdrängung auf die allgemeine Steuerreform können wir nicht gelassen.

Es lauten schon genug Wechsel auf den Tag des Friedens. Die Wirtschaftsbetriebe müssen nicht nach der Kopfzahl der Bevölkerung, sondern nach der Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten bemessen werden. Der nunmehr gangbare Weg zeigt sich nur in der Erhebung direkter Berufssteuern. Am besten wäre eine Wiederholung des Mehrbeitrages, nachdem einmal die Reinsten feststehen. Die Quittungssteuer erscheint uns als die schlechteste. Die Regierung hat sich nach unserer Ansicht die Sache zu leicht gemacht und die Bedürfnisse der Bevölkerung nicht berücksichtigt. (Beifall links.)

Staatssekretär des Reichshausamts Dr. Giffert: Bei der vorerwähnten Zeit will ich nur auf einige Punkte eingehen. Zwischen den drei Rednern, besteht eine erfreuliche Übereinstimmung darüber, daß die Prinzipienfrage, ob leicht das Defizit gedeckt werden soll, bejaht wird. Das ist immerhin ein Boden, auf dem man weiter arbeiten kann. Eine weitere Übereinstimmung war allerdings nur in geringem Maße vorhanden. Der Redner der Sozialdemokraten hat hier den Gedanken ausgesprochen, daß auch die Besteuerung des Vermögens und des Einkommens nicht überbrückt werden dürfen. Es ist durchgegangen, daß für die Erhaltung der Kapitalbildung ein allgemeines Interesse besteht. Daran sollte nicht nur die einzelnen Besitzenden, sondern der letzte Arbeiter ein ebenso großes Interesse. Ich habe schließlich nur eine lammurische Beurteilung der Verbrauchs- und Verbrauchsabgaben herausgehört, weil sie sich angeblich der Leistungsfähigkeit nicht anpassen. Auch bei den letzten Rednern bin ich demselben Gedanken begegnet. Er hat ja keineswegs abgelehnt auf den Boden der Vorlage zu treten. Er hat sich mit besonderer Schärfe gegen die Quittungssteuer gewendet. Diese Steuer scheint allerdings nicht sehr populär zu sein. (Geisterzeit.)

Der zweite Redner hat der Auffassung der Verbündeten Regierungen erheblich näher. Herr Bayer meinte, die Regierung hätte es sich zu leicht gemacht. Dem muß ich widersprechen. Wenn Herr Bayer möchte, würde Arbeitseinstellung durch den Staat, dann hätte er sich nicht so ausgedrückt; denn so leicht war die Sache nicht. Neulich habe ich schon die großen Gesichtspunkte auseinandergesetzt, die wir mit unseren Steuergelegen verfolgen. Die Kriegsgewinnsteuervorlage ist keineswegs eine bloße Besteuerung des Kriegsgewinnes, sie ist vielmehr eine Besteuerung des Vermögenszuwachses, ein Ausbau des Vermögenszuwachsteuergesetzes. Dann haben wir aber auch noch den Kreis derjenigen erhöht, von denen diese Steuern erhoben werden, indem wir auch die juristischen Personen einbezogen. Man hat sogar die Kurzgegenstände und Kunstwerke mit in Betracht gezogen.

Herr Reil hat das Geleit kritisiert, als ob es sich um eine Rappelle handle. Wir kommen aber hierbei doch fast bis zu einer Besteuerung von 50 Prozent. Aber ich glaube, man sollte diese Lasten doch nicht so leicht nehmen und in die Welt die Meinung einbringen lassen, als ob die Verbündeten Regierungen eine solche Belastung des Vermögens, die schließlich auch Berufssteuern bezieht. Dieser Auffassung liegt in dieser letzten Besteuerung des Vermögens während des Krieges ein sehr starkes Gegengewicht gegen die Besteuerung des Verbrauchs und Verkehrs, zumal wenn nicht in erster Linie die großen Massen getroffen werden. Man hat über den Ausdruck gelächelt, daß der Zafab ein entbehrliches Genussmittel sei. Er ist zwar eine angenehme Sache, aber er ist doch nicht so unentbehrlich wie das Brot; man kann seinen Gebrauch einschränken. Zudem ist die Besteuerung der verschiedenen Zafabarten nicht eine gleiche. Die Regierung hat dabei auch nicht die Arbeiter außer Acht gelassen. Ich glaube von der deutschen Industrie lagen zu können, daß sie ein schlechter Arbeitgeber wäre, wenn sie für ihre Arbeiter kein gutes Zeug hätte. Gerade die Wirkung dieser Steuer auf die Zafabarbeiter wurde in den Konjunktur mit den Zafabindustriellen sehr eingehend besprochen. Dem angebliden Klagen des Koniums und der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit entgegenzusetzen, aber alle Erfahrungen mit den bisher erhobenen Zafabsteuern. Gerade die jetzige Kriegszeit halten wir für besonders geeignet, die Zafabsteuer einzuführen.

Ich gebe zu, daß der Quittungssteuern eine Belastung des Publikums ist. Aber er ist nicht so schlimm, wie man ihn darstellt. England besitzt eine solche Stempelsteuer schon seit 200 Jahren. Durch die jetzige Vorlage wird bei niemandem so belastet, daß er sich nicht ertragen kann. Meiner sehr ist nicht ein, warum das Verlangen nach erhöhter Bruttoeinnahme aus der Post um 200 Millionen nehmen soll, die es ohne jede Vererbung der Beamten und der Verwaltungsausgaben haben kann. Ich glaube, auch hier lagen zu können, daß es nicht die große Masse der Bevölkerung ist, die hier getroffen wird. Sie ist es nicht, die die Post in erster Linie in Anspruch nimmt. Sie ist es nicht, die die Post in erster Linie trägt. Sie ist es nicht, die eine gewisse Abkühlung der Lasten liegt auch hier vor.

Der Herr Reichsminister hat gesagt, er wird so gut wie gar nicht in Betracht kommen. Ich würde mir für den Juniern Ratsoffen und Reil eine als Belastung nicht fühlbar. Der Reichstag wird sich mit meiner festen Überzeugung ohne jede Beschränkung ertragen.

Wenn so konstruierten Berufssteuern jetzt ein sehr starker Ausbau der Besteuerungen in der Kriegsgewinnsteuervorlage gegenüber. Ich glaube, auch das deutsche Volk wird verstehen, daß damit ein gerechter Ausgleich stattfindet.

Ich kann aber auch nur immer wiederholen, daß Reich nicht als öffentliche Körperlichkeit nicht allein, es besteht aus den Einzelstaaten und den Kommunen, es sind immer die selben Steuerpflichtigen. Für eine Verteilung ist die Weg gegeben durch die Ausdehnung, welche die Reichssteuern im Laufe der Jahrzehnte erhalten haben. Die Erhebung der direkten Steuern in den Einzelstaaten und Kommunen ist ja auch kein Zufallsfall, sondern sie wird zum Teil schon vorgenommen und noch stärker vorgenommen werden. In den Kommunen sind Zuschläge von 200 bis 300 Prozent und selbst darüber hinaus keine Seltenheit. Vor dem Krieg gab es 1911 12 000 Städte und Landgemeinden in Preußen, welche über 200 Prozent Zuschläge erhoben, 1915 ist ein durchschnittlicher Zuschlag von 200 Prozent erreicht worden.

Nach einer zahlenmäßigen Darlegung im Vergleich mit den englischen Steuerverhältnissen kommt der Staatssekretär zu dem Schluß:

Wenn Sie alle diese Verhältnisse würdigen und damit zusammenhalten, daß die Kriegsgewinnsteuer ein ganz ähnliches Gegengewicht gegen die Verbrauchs- und Berufssteuern darstellt, und die Belastung der Einzelstaaten und Kommunen in Rechnung stellen, so werden Sie nicht von den Verbündeten Regierungen vorgelegten Projekten absehen können, daß sie gerecht sind. Die Verbündeten Regierungen sind der bestimmten Ansicht, daß außer der Kriegsgewinnsteuer eine weitere direkte Reichsteuer nicht vertreten werden kann. Eine Steuer, die absolut gerecht wäre, gibt es überhaupt nicht. Ich bitte Sie, an die Veraltung heranzutreten und dasjenige herbeizuführen, was für die Reichsfinanzen zur Zeit notwendig ist. (Beifall.)

Es wurde die Fortsetzung der Beratung auf Donnerstag 24. März 11 Uhr vertagt.

Schluß 6 1/2 Uhr.

Preussischer Landtag

Abgeordnetenhaus

Sitzung vom 22. März 1916.

Am Regierungstische: Kommissare.

Der Graf v. Schwerin-Erdwit eröffnete die Sitzung um 11 1/2 Uhr.

In dritter Beratung wurde der Entwurf eines

Wasserrechts- und Dienstvergehen der Beamten der Kreis-, Landes- und Innungs-Kontrollstellen

ohne Debatte angenommen.

Es folgte die zweite Beratung des Gesetzesentwurfs, betreffend den

Ausbau der Wasserkräfte des Rhein.

Die verfasste Staatskommission schlug vor, den Gesetzesentwurf unanändert anzunehmen und die Staatsregierung aufzufordern, die Vorarbeiten zur Ausführung des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen. Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen. Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen. Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Der Reichstag hat den Entwurf des Wasserwerkes in Angriff zu nehmen.

Halle'scher Courrier

Unterhaltungs-Beilage der Halle'schen Zeitung

Nummer 24

Halle (Saale), Donnerstag, den 23. März

1916

Die Geschichte der Virgo Brandt

Von Friede S. Kraze
(Fortsetzung)

In der Kunstschule konnte man nicht genug hören von Virgos freistehenden Märchen, wie sie es dort nannten. Während sie an ihren Straniden webte, konnte sich ein unendlicher Himmel über den Weibsal und verheerlichen Zeiten schritten vorüber.

Das war der Erdgeruch um Virgo Brandt, der auf alle, die mit ihr in Verbindung kamen, diese starke, eigenartige Wirkung ausübte. Ihr „Primitives“, wie etliche es nannten.

„Nun um Ihre Tüchlein war genug Erdgeruch. Das hatte die kleine Grundmann empfunden, als sie die beiden, fastlosal übereinstimmend im Ton“ erklärte.

„Lebigen an allermeisten imponiert mir doch Onkel Peters Meister!“ sagte der Professor nach einer Weile erinnerungsreichen Schwärmens.

„Ja!“ Virgo lachte wieder. „Du warst nicht herauszubringen. Was dich am stärksten zog, hab ich nie erfahren: der Knochenpeter, der einarme König Abel, in dem die Totenbirne tickte und ganze Erdtröme durcheinander, oder schließlich doch Peters Wäber und nicht allein der ganze Wollen- und Stoffraum! — Gejagt hast du's nie!“

„Nein!“ Diesmal lächelte Ilse nur. Aber das war ein Lächeln, als ob die Sonne ihren ganzen funkelnden Tagesreichtum in einem Augenblick veränderte.

„Es hatte nie viel gejagt. Das war richtig. Es ist nicht die Art der Menschen da oben und die seine ganz gewiß nicht. Aber diesmal sprach er aus, was ihm vielleicht schon viele Jahre hindurch schweigend in der Seele gelegen hatte.“

„Nun mußte es damals wohl selber kaum, Virgo. Draußen das, das kamte ich allenfalls von Gulum her. Wir hatten schließlich auch Wöote und Seehunde und den blauen Dams. Wenn der auch alles in einer stärkeren Farbe ausgesprochen war.“

Seine Augen lagen angehalten, während er redete. „Es einer schaut, der seine feinste Nuance eines entsetzten des verdächtig hätte.“

„Aber das Meiler hatte eine völlig neue und fremde Sprache für mich. Es lag sie nicht dort, konnte ich nicht zu seiner Seele gelangen. Die aber lockte und warb mit dem Reiz des Geheimnisvollen um den Kleinstadtlungen, den Palastengungen, der nie verglichen für möglich oder erklärlich gehalten hätte!“

„Und wie kamst du zuletzt an die Seele heran?“ fragte Virgo hoch oben, halb lächelnd. Denn daß er sie erkannt und umhüllt hatte, die Seele der Kunst, seiner und stärker als ungeschälte, die sie täglich auf den Rippen tragen, das wußte sie wohl.

„Ihre Tüchlein blies ich. Einen Augenblick war die Stille so tief, als müßte das Emporen mit dem großartigen Wäber auf den Rücken zwischen den Stämmen heraus-treten.“

Dann kam ein leiser, weicher, gurrender Laut: Wol-tauben.

Deutsche Worte.

Eßst nicht die Zeit, die reime!
Schmähst Ihr sie, so schmähst Ihr Euch!
Denn es ist die Zeit dem weißen
Unbeschriebenen Blatte gleich:
Das Papier ist ohne Makel,
Doch die Schrift darauf seid Ihr!
Wenn die Schrift nicht just erbaulich,
Nun, was kann das Blatt dafür?

Anapästus Grün

O, könnt' ich alle nennen,
Die Tapferen erkennen!
Kein einzelner zwang den Preis;
Der letzte Mann im Heere
Steht an den Helm das Lorbeerreis
Und teilt des Kampfes Ehr!

Freiherr v. Seßlich (1790-1862)

Wer da fährt nach großem Ziel
Kern' am Steuer ruhig sitzen,
Unbekümmert, wenn am Kiel
Lob und Tadel hoch aufspritzen!

Emanuel Geibel

„Ich habe dir das eigentlich schon lange einmal sagen wollen.“ fuhr Ilse nachher fort, „aber ich dachte, du wüßtest es, ebenso wie das andere vorher. Du hast mir die Sprache vermittelt. — Ich war manchmal so voll Horn, daß du kleines Ding etwas meinsten solltest, was mir fremd war. Und doch war ich schon zu vernünftig, um mir nicht zu sagen: Es ist ihre Mutterbrödel!“

„Und nach und nach ergriff ich nicht nur tollig deine führende Hand, sondern empfand es als einen eigenen und besonderen Reiz, gerade vor dir in dieses Wunderreich eingeführt zu werden.“

„Ich nahm es wie ein Geschenk.“ Eine zarte Rote quoll auf und verblüht wieder unter der Haut Virgo Brandts, welche durch ihr ovalisierendes Weich die hübsche kleine Grundmann zur Koferei brachte. Denn sagte sie: „Es war ein Glück, daß es Schick und Prielel und Flut aus. Sonst hätte deine Augenberühlichkeit es vielleicht nicht so toll ertragen, von mir zu empfangen!“

„Ihre Tüchlein läßt. „Das war was Recht's.“ Aber es gab ihm eine Empfindung von Glück, wie Virgo dennoch den Tag wachte, als er — nun — als er sie eben in seinen überlebensgroßen geteerten Stiefeln, die ewig tiefen klieben.

„Mit eigener Lebensgefahr“ —

„No, na, mir Deern!“

„Gerettet hat!“

Eigentlich ist nun mir noch die Rettungsmedaille 'schuldig', laßt er Inhabung. „Ihre Tüchlein, unter Mit-bringer, der kleine Schickfänger.“

„Nun man auch,“ betand sie lächelnd. Aber innerlich lebte sie's noch einmal, das Grauen der Stunde. Im letzten Freitag, als Ilse endlich die erste Seite Rejos präparierte, hatte sie sich allein und langweilig und in wunderlich bedrückter Stimmung aus dem Saal hinaus gemacht. Und wie sie oft tat, auf den von der Ebbe bloßgelegten Meeresboden nach Tintenfischen, Muscheln, Bernstein, Steinen und wunderbaren Klaus zu fuchen.

Dann wurde der Boden unmerklich nachgiebig und feucht, und dieses lautlose Quellen und Riechen hob an in den Wäbern und Briefen. Als sie aufblühte, wurde plötzlich wie von riesiger Hand ein dicker, weißer Vorhang ausgezogen. Der erfüllte Deck und Vorhang. Und die Luft durchdringt ein zentrales Ton wie Schönen.

Aber was nützte der Warner noch, der voranfuhr? In der Ferne ringelte es sich schon und künzte auf in tausend metallisch glänzenden Schuppen: die große Seeklänge! Um eine volle Stunde zu früh kam die Flut. Im Nebel war jeder Weg zurück verloren.

Und dann — ja dann war eben Ilse zur Stelle in der allerersten Not. Mit seinem Springstoch. Und führte sie und trug sie auf dem Rücken zuletzt, als ihm das Wasser schon bis an die Brust reichte.

„Es mochte sich wohl von ihr befehlen lassen, wie er es nannte! Ihn! — Damals! — „Damals!“ zehnte ihre Gedanken. Und dann mochten beide fragen: „Aber jetzt?“ Doch das ging zu weit. Ueber die Bergangheit kam nun vielleicht ein Persönliches gegen. Nicht über die Gegenwart.

„Wie sie dann schweigend heimwärts gingen in der ersten geheimnisvoll vermittigen Farblosigkeit des Abends, durcheinander Virgos Gedanken alle die Jahre bis auf heut.“

Wie der Maler Jens Peter Brandt mit seiner Tochter gelobt hat, nach dem Tode seiner Frau, Freund zu Freund. Wie sie miteinander geistlich sind zu allen Mäheren der Schönheit im Vaterland und weit darüber hinaus, um anzuheben. Wie sie sich vollbetrunken haben vom Rauch und dem feinsten heimgeleit. Und mit dem gleich großen, unstillbaren Verlangen nach einem unendlichen grünen Rand, zu welchem der Himmel herüberbeobachtet.

Eine Heilung hatten sie beide gemeint, daß sie des Raders Reiz antreten würden, daß die Kunst ihres Lebens Sinn und Inhalt sei.

Aber Virgo zuerst hatte die Täuschung erkannt und mit starkem Willen sie sich eingetaucht.

Sie fragte sie danach, ob ihre Zeichnungen und die grünen Wäberhöbe auf den Wanderausstellungen der heimischen Künstler anerkennende Kritiken erhielten und wie gekaut wurden?

Sie hatte begriffen, daß sie ihrer Seele Eigentum auf diese Weise nicht auszubehalten vermochte. Einmal sollte, die Welt als ein Wäberstück.

Konnte die Kunst aber nicht die immerer Kammer ihres Seins erschließen, so bedeutete alle Hingabe an sie doch nur

Erlebnisse und Abenteuer auf unserer Heimreise aus Japan

Aus einem Vortrag von Frau Dr. Martha Müller
im Klub der Landwirte am 1. Februar 1916.
(Fortsetzung)

Auf Java herrschte gerade die heiße Zeit, und hatten wir es im Sommer in Tokio schon heiß empfunden, hier lernten wir erst die richtige Tropenhitze kennen. Wir stürzten aus dem erstickend heißen Botanis in den köhnen, schattigen, meist von reichen Männern besuchten Bortort Buitenzorg, wo sich ja der weltberühmte Botanische Garten befindet.

Da wir keinen Weg zurück nach Europa fanden, so er-tunneten wir uns an unieren schon in Raban gefassten Plan, nach Siam, dem Lande des weißen Elefanten, zu reisen. Dort lebt nämlich seit 25 Jahren der jüngste Bruder meines Vaters als hameischer Hofjunker, und nichts schien uns jetzt ratbarer, als diesen unieren Geliebten zu besuchen und bei ihm wenigstens einen kleinen Urlaub für die unersiehbare Heimat zu finden. Banafok in Siam war ja nur einen guten Katzenprung, acht Tage Seefahrt, von Java entfernt, und wenn es auch vielleicht dort ebenso heiß war, so war doch der Aufenthalt im Hause eines Verwandten sicher angenehmer als das Sotellleben inmitten überwölkter Fremden. Nun plante aber mein Mann noch weitläufige Studienfahrten auf Java, die er wirklich besser ohne mich machte, und da gerade ein kleines norwegisches Schiff von Surabaya nach Banafok fuhr, so trennten wir uns, wie wir meinten, auf einige Wochen, und ich reiste mit dem Norweger, während er sich fortwährend in die Wäbe des indischen Hindoes befand.

Die Fahrt auf dem kleinen 800 Tonnen großen Fracht-dampfer mit dem schönen norwegischen Namen „Dagfinn“, den ich mehrheitlich, aber wohlvergegnen in „Dreifin“ umwandelte, war recht interessant, allerdings von einem ganz anderen Standpunkte aus, wie a. B. mit dem Luxus-dampfer „Bring Eitel“. „Dagfinn“ war ein richtiges kleines Schiffsstift; wo man ging und stand, wurde man hämmrig, hauptsächlich an der roten und weißen Farbe, die man während der Fahrt mit großer Gründlichkeit über den natürlichen Schmutz strich.

Zum zweiten Mal kreuzte ich den Äquator und, nach einer kleinen Fahrt den Mann hinauf, langten wir glücklich in Banafok an. Am Zollhaus rief ich feierlich meine Duffel an, und zwar in unierer Mutterprache: plattdeutsch. Er verstand es und war bald darauf im Auto bei mir. Und nun hatte ich auch in der Ferne wieder ein Stückchen Heimat. — Aus dem halbtigen Nachkommen meines Mannes wurde aber nichts, da die Dampfverbindung, auch infolge des Krieges, unterbrochen wurde, natürlich auch von den Engländern, die von Singapore aus jedem Schiffe aufzuhalten. Erst nach vier Monaten gelang es ihm, Siam zu erreichen, ebenfalls mit einem norwegischen Frachtstift, auf welchem er sich schon mehrere Wochen verborgen gehalten hatte, um seine Fährte zu ver-wischen. In dieser Zeit war kein Zehnerstier an sein Punkt gekommen, und ich hätte ihm jetzt nicht ahnungslos in einem einsamen Wäbe begegnen mögen. Leider letzte bei seinem Kommen schon die sogenannte heiße Zeit in Siam ein, in der man sich nicht, wie sonst gewöhnlich, zwei, dreimal am Tage mit kaltem Wasser überläßt, sondern sich am liebsten, auch in der Nacht, stundenlang in den großen, irdenen Wäberbehälter hineinsetzt. Alle nur möglichen Tropenkrankheiten, besonders Sautausenläge, Geschwüre und Eiterbeulen, Fieber usw. treten auf, denen man, wie man dort ernstlich behauptet, nur mit Wäber zu Leibe gehen kann. Die meisten beugen ihnen vor, indem sie auch den übrigen Teil des Jahres dieses Mittel anwenden, natürlich innerlich, und man muß hängen über die Un-mengen, die in den Tropen von den Europäern von dieser Medizin konsumiert werden. Trotz aller Vorats unter-nahm mein Mann eine Expedition ins Gure, von der er schon nach acht Tagen schwer fieberkrank zurückkehrte. Selbst Duffel, als alter Siame, konnte ihm nur zweiertei roten, falls ihn sein Leben lieb sei, entweder sich für einige Tage ganz unter Wäber zu setzen oder sich gleichmütig aus Siam zu entfernen. Da ihn nun aber der Alkohol vielleicht vom Fieber, sicher aber auch gleichmütig vom Leben befreit hätte, so hielt nur der andere Weg offen. Zufällig gitta gerade ein norwegischer Dampfer nach China ab, und falls über Kopf verstanden wir mit ihm den heißen Boden Siams, der uns wirklich zu heiß geworden war, um wieder nach Siam-ban zurückzukehren.

Auf dem Wasser war das Fieber meines Mannes sofort gewichen. Die Fahrt lief sich sehr gut an, um so mehr, als der norwegische Seeband recht jungen, blühenden Frau, die er mit an Bord hatte, sehr gut Deutsch sprach. Sie war in Siam aufgewachsen und sprach den schönsten Span- und Arben-Dialekt. Das Schiff ging ziemlich nahe an der chinesischen Küste entlang bis nach Siam, das ist ungefähr der halbe Weg nach Siam. Diese zehn Tage verließen in schöner Harmonie, und wenn wir auch oft hören mußten, daß wir Deutsche nichts weiter seien als die ge-wundlichen Sklaven aller nur möglichen „Bismis“, Monarchismus, Militarismus, Bürokratismus usw., so nahmen wir es ruhig hin und zwinkerten uns nur ver-gnügt an, wenn der Herr Kapitän mit seiner Frau den Mann ihres freien, unabhängigen Norwegens langten. Dieses Schicksal aber nachträglich mit bitteren Klagen über die un-erkennlichen Steuern und unerbittlichen Lebensverhält-nisse ihrer Heimat beendeten, die sie prägnant, überall wo anders, nur nicht dort zu leben. . . .

Bei unierer Landung in Swatan erhielten wir als erstes die Nachricht von dem Untergang der „Suntania“, und nun wars mit unierer Harmonie aus und vorbei. Wir hätten auf einem feindlichen Schiffe nicht bötere Mienen und Worte erleben können als auf dem Norweger, und es war ein Glück, daß wir ihn verlassen konnten.

Wahrscheinlich erreichten wir wieder Siam, wie wirs übrigens von Banafok ungefähr zu weit entfernt ist, wie das Nordkap von Gibraltar. Mittlerweile war es Mai ge-worden, und doch immer zeigte sich die geringste An-sicht nach Hause kommen zu können. Wohl hatte mein Mann ja übergenug mit der Ausarbeitung seiner Heimreisen zu tun; doch immer heftiger ropte das Heimweh und ließ uns Tag und Nacht nur auf einen Weg in die Heimat hängen. Wir kamen uns wie ausgehoben vor, und oft malte ich uns das Bild des feindlichen, flammenden, ungelobten Vaterlandes im Traume, und der Wunsch, doch auch etwas, was uns noch so wenig, an dem großen Werk mithelfen zu können, wurde immer dringender. Und so entschloßen wir uns denn eines Tages kurzerhand zu dem letzten, noch offenen Wege über Amerika.

(Schluß folgt.)

Information. Peter Jens Brandt hat nichts darüber zu sagen. Er, der vollkommene Nihilist, begriff den Entschluß seiner Tochter allzu gut.

Und er litt mit ihr. —
Seidam hatte Birgo kunstgewerblich gearbeitet. Besonders in den verschiedensten Arten, teilweise unterzubringen und in großer aufwendender Techniken ihrer Heimat.

Aber dennoch diese Beschäftigung sie erweinte, hatte sie sie niemals ausgeübt.

Doch da sie außerdem ihren Vater, so lebte sie darin in einem ruhigen untrüblichen Frieden.

Und dann, ausweilen an jenen stillen Sonntag-Nachmittagen, wenn die ganze Welt gleichgültiger Frieden war und sanfter Weisheit — oder in den hellen aufreizenden Sommermächten, die diesen blutroten, nicht entzündlichen Abend folgten, empfand sie in dumpfen Klängen ein Neues: Nämlich, daß die letzte, heimliche Kommer ihrer Seele, zu welcher die Kunst keinen Schlüssel hatte, auch von ihrem Vater nicht ausgefüllt wurde. Und daß sie wie ein fremder, trüger Schmerz in ihr lag.

Dann war ihr Vater, ihr einziger Freund, gestorben. Nach kurzen Krankenlagern und langer letzter Qual.

Und daß sie wirklich in dieser trüben Endlosigkeit ganz allein stand! Das war das Letzte, das sie empfand.

Dann hatte der fremde Bruder Schmerz in ihr angefangen zu brennen. Wie eine Wunde brennt.

Als aber die Bekanntschaft von den Mariaschönen und aus diesem zum Begräbnis kamen und effische Malerfreunde und Verwandte aus fernem Städten, hatte sie sich doch mit feiner Geduld gehalten. So daß sie selbst in dem Hause, wo kein Gefühl laut rauscht, wie ein Geheimnis stand in ihrer feineren Ruhe und trüben Qual.

Nur einer hatte durch die sieben Wäner, welche ihr Herz umfarrten, hindurchgesehen.

Ihre Töchter war mit Mariame nach der Beerdigung noch effische Lage auf Weiterem gelieben. Nachdem er eines Abends mit Birgo ein paar Stunden schwermütig in Keller gesehen, waren sie auf den Tisch gegangen. Es war kurz vor fünf. Und das Maß lag glänzend und aufgedeckt in seiner ganzen Unausgesprochenen, verhaltenen Schönheit. Das war ein wunderbares, das einen Himmelsdunkel und strich über mit den blauen, bebenden Fingern über tauend und tauend Briefe, Lämpel und Karten, die gleich ebenso viele blauen, flimmernden Belegblätter durch den toten Glanz des feuchten Schiffs gingen. Oder wie helle umfarrte Augen schweigend ihrem Schicksal starrten.

Ungezählte Mal hatte Jens Peter Brandts Mädel dieser Schönheit gedient, an welcher die Bewohner jener Gegenden meist mit gehaltenen Augen vorbeigehen.

Und wie ihre und Birgo langsam schritten und weit schritten, kam von fern der plötzliche dumpfe, gemerzte Aufbruch.

Da haben die zwei sich an.
Und ihre Töchter war der einzige Mensch, der Birgo Brandt beim Tode ihres Vaters hatte weinen sehen. —

Bis zum Selbstmord war dann Rante Sella im Flug draußen bei Birgo. Dann blieb sie eine Zeit allein. Und dann reiste sie und kehrte wieder zurück und reiste aufs Neue.

Den verlassenen Winter verbrachte sie in Sorrent bei ihres Vaters Freund, dem Baron Wolf, auf dessen Wunsch war sie Birgo getauft hat.

Zur Frühjahrs war sie der Bekanntschaft Einfeldung nach Weimar geflohen.

Sie hätte, doch sie irgend etwas Neues vornehmen mußte. Denn dieser fremde Mann, dessen den sie in sich trug, wurde wacher mit jedem Tag. Und oft meinte sie, man müßte hören können, wie er ans für herausrief, wild und gadenlos.

Da war der Mann mit der Guterbeute in Weimar vieldeutiger der beste.

„No“, sagte ihre selbst tief aus Gedanken heraus, wie die sich langsam wieder im Wald waren und die ersten leichten Fenster der Bekanntschaft des jüdischen dem jungen Mann der Platanen herübergrüßten.

„Wohin du?“ fragte Birgo Brandt. Sie wußte nicht, warum sie plötzlich erwidert zusammenzuckte.

Aber es blieb bei diesen zwei kurzen Worten, die wie Traumlaute aus verhallenden Gründen herausklangen. Und keiner verlangte vom anderen eine Erklärung.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man sich ein feines Mittagbrot verdient

Ein Streifenbild aus dem Jahr 1914 von Armin Stein.
Lächle, es geht nicht anders, die Wäpfe mich heute noch auf die Wäpfe!

„Aber gnädige Frau, heute noch? Wie ich doch noch alle Hände voll zu tun habe? Die Kunde muß noch gelehrt werden, und zum Mittag ist noch der ganze Aufbruch, Köstlichkeiten müssen auch noch aus dem Keller heraus, und der Saft ist auch noch nicht abgesehen. Und, was die Hauptsache ist: ich habe keinen zum Tragen. Die alte Bekanntschaft liegt wieder an ihren Bekanntschaft, und was der Angst ist, der Konfusse unten aus dem Geschäft, der hat heute seinen Ausbruch.“

„Aber, Lotte! Was die Arbeit betrifft, die sollst du schon noch machen, und die Träger? Du siehst mich wieder den Wald vor Büumen nicht. Wohin denn Schritt auf die Straße braucht du zu tun; man kann ja gar nicht treten vor Soldaten. Die armen Leute sind auch froh, wenn sie sich nebenbei ein paar Groschen verdienen können zu Bier und Zigaretten.“

„Ja, da haben gnädige auch wieder recht. Will gleich danach gehen.“ Und Lotte band sich die Schürze ab, strich sich die Haare allseitig, wusch sich die Hände und tralbe davon.

Sie hatte Mühe, noch kaum zehn Minuten schon fand sie vor der gnädigen Frau mit zwei Kammerfrauen, von der Zantarie, die wohl sehr gutmütig sein mußten, denn sie hatten auf ihren Antrag ohne einiges Bestimmen ja gesagt. Und der gnädigen Frau schienen sie auch ganz vertrauenswürdig, obwohl sie nicht blühten. Es waren ja auch bereits gereifte Männer, aber in den hiesigen, mit Wäpfen, jedenfalls welche vom Landsturm. So war also die Sache ganz unterständig und wegen ein wenig nicht zu befürchten. Sollte was sie nun an den Wäpfeln in beiden Händen angreifen und trottelte mit einem Knall auf dem Rücken als Wegweiser voran.

Bei der Arbeit mußte sie den Feldzeugen erst Anweisung geben. Sie stellten sich sehr ruhig an, namentlich der eine, die Panzerung machte ihnen wohl nicht gelangig sein. Aber sie zeigten die guten Willen, und die Sache ging. Ras erfolgte der feierliche Aufbruch.

Die gnädige Frau bedachte sich bei den Männern kurz, griff in die Tasche und brachte halbdoll einen jeden glänzend schimmernde

in die Hand. Da begab sich etwas Unvorhersehliches, etwas Unerwartetes: die beiden Feldzeugen tauchten mit unmerklichem Lächeln einen kleinen Blick, dann gaben sie der edlen Person den Lohn zurück. „Nichts für ungut, gnädige Frau“, sagte der eine erlos, „denn haben wir's nicht getan. Es möchte uns nur Vergnügen, und Würde haben wir's nicht.“

Auf dem Angesicht der Gnädigen malte sich Betrübenheit. Sie hatte die Männer noch nicht genau ins Auge gefaßt — jetzt merkte sie, sie wären doch eigentlich recht nette Leute und gar nicht ungebildet, auf alle Fälle Männer von anständiger Weltung. In ihrer Betrübenheit suchte sie nach Worten, brachte es aber nur zu dem einzigen: „Danke!“

Da kam ihr der eine zu Hilfe: „An Gelegenheiten woher, wenn es der gnädigen Frau nicht fehlen: der Krieg, obwohl kaum erst angefangen, macht sich doch bereits spürbar.“

„Ja, da haben Sie recht“, erwiderte die Dame, höflich erleichtert, und ihre gute Meinung von den beiden Soldatenfortschritt steigerte sich noch um einen Schritt. „Was find Sie leutlager?“

„Rechtsanwalt“, antwortete der eine in aller Seelenruhe. „Und der andere sagte in bemessenen Ton hin: „Gemeinlich-profession.“

Die Gnädige war eine ganz schöne, stattliche Frau, aber das Gesicht, das sie jetzt machte, war Entsetzen. Sie hatte alle Hoffnung verloren und sah auf eine Straßenseite zu. „Kommen Sie her, ich habe eine Platte ins Gesicht heraufgeschlagen und der gnädigen Frau sah sie vergeblich nach Worten.

Die Feldzeugen lieferten jetzt neuen Beweis ihrer Bildung und ihres Fortschritts: einen neuen Beweis ihrer Güte. Der Rechtsanwalt winkte lächelnd ab, während der Professor, höflich sich vordringend sagte: „Bleiben Sie sich das nicht anfangen, gnädige Frau! Warum haben Sie und denn danach gefragt, was wir gewesen sind? Jetzt stehen vor Ihnen zwei Soldaten, noch dazu ganz neuen: Kriegsheimliche, dem Militär dienlich, bis her zum Krieg unter der Fuchtel St. Georgens, des Herrn Drillingens.“

Diese humoristische Wendung übte vollends eine befreiende Wirkung, die gnädige Frau war imstande, in das Lachen der beiden Kriegsheimliche mit einzutreten, indem sie sagte: „Ja, hätte Sie ein in der Welt, nehmen Sie mir's nicht übel! Ich trete Sie ein und meinen Sie nicht!“ Und sie ließ sie an sich vorbeipassieren und wies auf zwei Hühnerfleisch hin.

Die beiden nahmen die Einladung mit Dank an, und nun entwickelte sich eine sehr angenehme, gebildete Unterhaltung, die von der Saubere ihren Abschied fand in einer höflichen Einladung zum Mittagessen.

Das war fatal: auf morgen waren sie dienlich behindert, aber übermorgen machte es sich.

Und sie erschienen mit militärischer Pünktlichkeit, sogar mit Handschuhen. Es gab den Säulen, den die Lotte inzwischen abgegessen und gebraten hatte, hinterher kam Krugweiss und Wein, und weiter: auch ein Krugweiss, denn zweierlei Wein, roten und weißen, wurde herbeigeführt. Und die beiden Hühnerfleisch, die für einen guten Appetit Sorge getragen hatten, bestanden sich bei der Spenderin durch eine interessante Unterhaltung, wobei sie dachten: wenn das so weiter ginge, so könnte man sich den Krieg schon gefallen lassen.

Aussprüche von Marie Ebner-Eschenbach

Das Aufsteigen von „Weitermanns Monarchien“ bringt mehrere Veröffentlichungen aus dem „Besten Tagebuch“ der kürzlich verstorbenen großen Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach. Diese fassen wir uns bei diesen Bestenheiten einer hochachtungsvollen, die seit ihres Lebens immer nur mit den besten Gaben des Geistes Umgang gepflogen hat, als Götze an einer mit Weisheit, Güte und Milde, aber auch mit charaktervollem Ernst reich bedachten Tafel. Mit Erlaubnis des Verlages von George Weidemann in Braunshweig geben wir hier einige der kürzesten Aufzeichnungen wieder:

„Von den Engländern kann man nichts Gutes sagen, auch zu hühnerigen“, beschloß eine Würdiger im fünfzehnten Jahre hundert.

„Was damals einer ausgesprochen hat, wird heute von Tausenden und aber Tausenden wiederholt.“

„Ich bin die Nächste“, sprach die Natur, und — die Mode lagte: „Kommt zu mir in meine Hände, und wir wollen sehen, wie ich dich zureichte!“

„Im hohen Alter, in dem man wirklich das Recht hätte, zu sagen: „Ich kann nicht mehr werden“, wie geduldig wird man bei!“

„Wir Allen sind die Weiden und Gelinden, weil wir im Aufsteigen stehen und befinden; Wir können nie nach unten gehen, Die wir so bald verlassen sollen.“

„Das ist nicht zu befehlen brauchen, noch in eriter Reihe den Weiden (sich), tüchtig und widerstandslos macht: den heiligen Eigentum des Fleisches, eiserne Ausdauer, die solche Kraft des Verstandes, das ist die Artum der Weiden.“

Eine wohlgenährt aussehende Frau, ein Beamtentum, kommt in Audienz zu Kaiser Franz und sagt ihm ihre Not. Die Kenion, die sie genießt, ist gar gering und schließt sie nicht vor Hunger.

„Aber, mei liebe Frau“, sagt der Kaiser, „Sie schauen mit danach aus, als ob Sie hungern täten. Sie sein ja ganz zotenfarb.“

„Ach, Majestät!“, erwidert die Frau, „aus Aussehen kann's gar nicht an. Majestät haben gewiß alles, und sind noch wünschlicher können am Essen, die allerersten Tadeln, und sich doch freuen dürfen.“

Allerlei Lustiges

Unter Tschelenten

„Kriegsmaler 1: „Alle Wetter, nur habe ich mich auf meine Palette gesetzt.“

„Kriegsmaler 2: „Oh, schade für die teuren Farben und die guten Pöbel. Hier ist das die Jode. Schade den Gefährten, wenn sie das Glück in einen Gohrachen und sich's mit der Unschicklichkeit, nach der Schicklichkeit, an die Kriegs-ausstellung! Die Kritik wird's dann sicher noch immer als dein beides Wohl begreifen.“

Wir unsere Frauen

Die Verwendung weiblicher Kräfte im chemischen Beruf.

Der Vorstand des Vereins deutscher Chemiker warnt in seinen Organen der Zeitschrift für angewandte Chemie auf das Entschiedenste gegen die Verwendung weiblicher Kräfte in der chemischen Industrie. Die Sachverständigen des Vereins sind der Ansicht, daß die Verwendung weiblicher Kräfte in der chemischen Industrie im allgemeinen Gebieten der Chemie überhaupt ungeeignet. Auch wird bemerkt, daß nach dem Krieg ein neuwertiger Mangel an Arbeitskräften in der chemischen Industrie und ihre künftige Entwicklung stellen erfordert notwendig, daß auf die vollständige, willenshaftige Vorbildung, der wir zum großen Teil die bisherigen Erfolge der deutschen Industrie verdanken, auch in Zukunft das größte Gewicht gelegt werde. Ferner wird der Verein nach wie vor an der entschiedenen Forderung festhalten, die Stellung der akademisch gebildeten Chemiker (Lehrer zu trennen von der halbgebildeten (soq. Chemistinnen, Chemistinnen usw.). Alle Frauen, die daran denken, sich dem chemischen Beruf zuzuwenden, mögen sich klar machen, daß sie ohne die höchste wissenschaftliche Vorbildung des Chemikers, d. h. ohne einen Hochschulabschluß von 4 Jahren, keine Aussicht haben, in eine höhere Stellung zu kommen. Eine Ausbildung von 2-4 Semestern — auch noch Besuch einer neunmonatigen Mittelschule — genügt unter keinen Umständen zu dem Erwerb der Kenntnisse und Fertigkeiten, die allein einen Anspruch auf den Titel eines Chemikers geben. Die jetzige Änderung vieler Frauen zur Chemie bringt unter diesen Umständen die Gefahr scheinbarer und verhängnisvoller Enttäuschungen in sich.

Allerlei Winke

„Säureträger (Nanzen), die unangenehm geworden sind, können mit geringerer Mühe und Arbeit wieder aufgefischt werden. Auch dieser unersichtliche Gegenstand für unsere Kinder ist ja von der allgemeinen Forderung mit beziffert worden und bedingt eine recht seltene Ausgabe, wenn er neu aufgefischt werden soll. Diese er ist nicht nötig, solange noch alle Schattungen oder Zustände vorhanden sind. Wenn ihre Wohnungen und Dedeel weiß geworden sind, so werden sie mit einem Stück rotem, braunen, grünen oder schwarzen Mädelplätzchen, als Stoffmuster beim Wäpfelbänder fäuflich mit neuem Futter, von grau oder gelblichem Feinen, Gelb oder Zellenfutter angefüllt und rings um den Rand mit großen Stichen übernehmlich angefüllt, danach der Dedeel von außen mit einem Stück rotem, braunen, grünen oder schwarzen Mädelplätzchen, als Stoffmuster beim Wäpfelbänder billig zu haben, bedient. Auch diese Stücke helfen man rings um das Futter, mit übernehmlichen Stichen an und hantelt es gleichmäßig damit fertig, darauf wird das ganze mit reicher Weißstoffe eingefügt, die man von rechts mit einem Raubel in Wäpfeln mit großen Nadelstichen aufträgt, auf der linken Seite reißt man ab. Dann näht man auch die rechte Seite etwas eingeschlagen mit möglichst unregelmäßigen Stichen an Dedeel fest und schon zeigt der ganze Ringen oder Korsett ein völlig verändertes Aussehen. Run gilt es noch, das Leder und Riemenzeug mit Lederlack aufzutreiben.“

„Eine hübsche Blumenampel läßt sich aus einer alten Hängelampe herstellen. Infolge der jetzigen Petroleumknappheit dient die meisten Leute zur Gasbeleuchtung geschäftlich und die man hat die feiner allerhand hübsche Lampen außerhand gefaßt. Soweit diese noch nicht zur Reineinmetallampelung angefüllt zu werden brauchen, kriecht sie für Dedeel in irgend einem verlassenen Winkel der Bodenlampe. Doch mit wenig Mühe kann man sie zu einer Blumenampel verwenden, die einen hübschen Schmuck bildet, noch dazu, wenn hübsche Pflanzen in die Hängelampe, die Hängelampe, flüchtig prozessiert, die aufzuhängen, in allen Farben hübsche Belagorie, der schmalen Ampel-Schotenlinie a. a. m. sind ihr ranten. Ferner sind die immergrünen Korbbeeren, Bierpappel, Kranzbeere und noch vieles andere mehr, als darschöne Ampel-gewächse sehr beliebt.“

„Nun sei noch kurz angegeben, wie man diese Umwandlung der Hängelampe vornimmt. Nachdem man das Rohr herausgenommen, reinigt man das Gefäß von festem Schlamm und absetzendem Petroleum, kriecht es, wenn nötig durch Lötlöcher oder Bronzieren wieder auf und bestreift es an einem heißen, noch besser eingespigelten Ofen, den man in der Mitte des Fensters, Balkens oder der Wand anbringt. Nachdem man daran das Lampengehäuse angehängt hat, legt man die Lampe in die Lampe, die ganz genau in den Gefäßhalter passen muß, hinein. Setzen aus farbigen Folien, die zu dem Gefäß passen müssen, schmiden die Ampel noch besonders hübsch.“

„Verblühte, bunte Weißstoffe zu bleichen. Bei der kommenden Inlandisierung der Frühjahrs- und Sommermode, findet sich manches Weißbleich vor, das sonst noch tadelloß ist, aber in der Farbe nicht unbedeutend gelitten hat. Da sie beim waschen Weißbleichen ein Färben nicht mehr loben, so kann man sie bleichen und sie noch einen Sommer hindurch als weiße Kleider tragen. Dazu legt man die betreffenden Gegenstände in eine Lösung von gleichen Teilen von Kalzium und Wasser und läßt sie über Nacht abgedeckt darin stehen. Am anderen Morgen werden die Kleider mit andere Weißbleich behandelt, indem man sie tüchtig in Seifenwasser auskocht und sie in reichem Wasser ausgegült und in Gelatine oder Nudelmasse gefüllt, zum Trocknen aufgehängt. Noch etwas feucht, werden sie dann gebleicht.“

Aus dem Bücherweitz

„Kartoffelputz. Vier Eigelb rührt man ¼ Stunde mit einem Viertelpfund Zucker, zum dem ein Pfund geriebene Kartoffeln, die mit der Schale am Tag vorher gelehrt werden, hinzu, die Säure von ¼ Liter, 3 geriebene Zitronen und 3 Hühner-Eier, welche vorher in einem Sieb durch ein Sieb abgeseiht werden. Sofort in eine mit Fett ausgefischene Rühnngsmaschine geben und im Wasserbad 1½ Stunde gekocht. Man gibt Struchstoff dazu. (K.)

„Wert Apfelkuchen nicht fast! Man verjähme nie, von jeder Apfelsine die in der Dose verbraucht wird, die gelbe Schale recht dünn abzurufen. Man schneidet sie dann in dünne Scheiben, die recht fein gekocht werden und misst sie eine Apfelsinenschale mit 2 bis 3 Schüffel fein getrockneten Zucker. Man bedeckt die Schalen in einem luftdicht verschlossenen Glaße oder Fläschchen bis zum Verbrauch bereiten. Sie werden nicht dem sich bildenden Saft als Zitronensaft angewendet, sind überhaupt eine schmackhafte Würze zu Süßspeisen aller Art. (K.)

„Ingarischer Rinderbraten. Ein möglichst dickes Stück aus der Oberhäute wird gekocht, gewaschen mit Salz und Wasser eingerieben, mit Mehl bestäubt und in zerkleinerte Butter im Topf auf allen Seiten angebraten. Darauf wird kochendes Wasser ausgegossen, dazu 1 bis 2 Schüffel fein geriebene Zwiebel und das Fleisch darin weichgekocht. Die Lunte weiß (samtig) sein, sollte man aber sehr viel Lunte bedürfen, was in Mehl gequilltes Kartoffelmehl hinzugefügt werden.“

„Kartoffel mit weichen Bohnen. Die Kartoffeln werden gewaschen, abgekocht und weichgekocht mit Mehl zu drei geklopft. Die vorher eingeweicht getrockneten Bohnen löst man in Wasser mit etwas Karbonat weiß, bereitet sie ebenfalls zu drei und vermischt sie mit den Kartoffeln. Einen Weißwürfel löst man in einem halben Liter Wasser auf, mischt diese Würde mit den drei, schmeckt noch Salz ab und läßt alles ein wenig aufkochen.“

„Zitronensaft. Der Schälzopf wird feingehobelt, in wenig Calziumwasser mit Essig, Kümmel und einigen roten Kartoffeln weichgekocht. Man gibt das Kraut in eine Schüffel, bezeit im Topf, wo es gekocht hat, eine feine Entzunder, läßt in dieser in Schichten gefüllte Zwiebeln dazwischen, gibt das Kraut mit feiner feingehobelter Zwiebel und läßt ihn noch eine Weile darin kochen. Wer es liebt, kann eine feine Zuder hinzugeben, hergaber schmeckt es aber ungefüllt.“

Beantwortlich für die Schriftleitung: G. Reichen.